

# Verbotene Liebe?

## Musik lieben lernen mit bell hooks

ROSA KLEE

Amateur\*innen, Musikliebhaber\*innen werden von Profis belächelt. Aber was ist eigentlich so dumm daran, Musik zu lieben? Warum wird das abgewertet? Welche Vorstellung von Liebe impliziert das? Welche nervige Rolle spielt dabei schon wieder das Patriarchat und wie wäre es stattdessen mit bell hooks, der 2021 verstorbenen Schwarzen Aktivist\*in und Autor\*in? Wenn wir mit ihrer Hilfe Liebe als eine Herrschaft entgegengesetzte Kraft verstehen und so ›lieben lernen‹, was würde das dann für ein amateurhaftes Verhältnis zur Musik oder für ein amouröses Musikmachen bedeuten?

Aber der Reihe nach. Was ist überhaupt ein Amateur? Um dem heutigen allgemeinen Sprachgebrauch näher zu kommen, frage ich Wikipedia. Da heißt es:

Ein **Amateur** (französisch, von lateinisch *amator* »Liebhaber«) ist eine Person, die – im Gegensatz zum **Profi** – eine Tätigkeit aus Liebhaberei ausübt, ohne einen Beruf daraus zu machen bzw. Geld für ihre Leistung zu erhalten. Ein Amateur ist ein Laie (griech. *λαός* /*laós* »Volk« über *λαϊκός* /*laikós* »zum Volk gehörig« und

kirchenlateinisch *laicus* der »(kirchliche) Laie«) und für seine Tätigkeit nicht formal ausgebildet, im Unterschied zur **Fachkraft** (»der im Fachgebiet ausgebildeten«).

Der Amateur ist also einer, der Musik liebt, und/oder der kein Geld dafür bekommt.

Beim Klick auf »**Laie**« stellt sich heraus, dass das nicht nur jemand ist, der »zum Volk gehört« (griechischer Wortursprung). Aus dem Kirchenlatein stammend ist ein Laie »ein Angehöriger einer Religionsgemeinschaft, der kein geistliches Amt innehat, also kein Kleriker ist«. Den Status von Leuten mit geistlichem Amt haben in diesem Sinne Musiker\*innen mit formaler Ausbildung, die Fachkräfte aus den Musikhochschulen – oder nur die, die dort lehren. Wer weiß.

In der Nähe geistert auch noch das Wort »Dilettant« herum. Was ist das nun wieder?

Ein **Dilettant** (von italienisch *dilettante*, Partizip Präsens aus *dilettarsi*, wie italienisch *dilettare*, »jemanden begeistern/erfreuen; liebhaben«, von lateinisch *delectari* »sich erfreuen«, »sich ergötzen«)[1] ist ein Liebhaber einer Kunst oder Wissenschaft, der sich ohne schulmä-

Bigge Ausbildung und nicht berufsmäßig damit beschäftigt. Als **Amateur** oder Laie übt er eine Sache um ihrer selbst willen aus, also aus **Interesse**, **Vergnügen** oder **Leidenschaft** und unterscheidet sich somit von einem Fachmann. Dabei kann er vollendete Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt haben; solange er die Tätigkeit (als »Liebhabelei«) nicht **beruflich** bzw. für seinen Lebensunterhalt ausübt oder keine anerkannte einschlägige Prüfung bestanden hat, gilt er als Dilettant.

»Dilettantisch« wird teils noch schlimmer abwertend gebraucht als »amateurhaft«. Dieses bedeutet einfach nur ohne Fachkenntnisse, jenes: stümperhaft, schlecht.

Man kann also entweder etwas lieben, oder es können. / oder es kennen.

Weil mir »**Liebhabelei**« ebenfalls nicht klar ist, klicke ich auch hier drauf. Wikipedia spricht:

Als Liebhabelei ist die Tätigkeit eines Steuerpflichtigen zu verstehen, die ohne **Gewinnerzielungsabsicht** ausgeübt wird. Die Tätigkeit dient damit nicht primär der Erzielung von positiven **Einkünften**, sondern wird aus persönlichen Gründen oder aufgrund persönlicher Neigungen vom Steuerpflichtigen betrieben.

Unter der Überschrift »Indizien für Liebhabelei« heißt es:

Als Liebhabelei im steuerlichen Sinn gelten nicht nur Tätigkeiten, die »nur zum Spaß«, sondern auch solche, die aus idealistischen Motiven oder Ähnlichem betrieben werden. Maßgebend für das Vorliegen einer Liebhabelei und nicht von **Gewinneinkünften** ist nicht nur, dass keine subjektive Gewinnerzielungsabsicht des Betreibers vorliegt, sondern dass auch keine objektive Chance auf die Erzielung von Gewinnen besteht.

Wenn die Tätigkeit ein Hobby ist und der Lebensunterhalt durch etwas anderes bestritten wird, sind Kriterien der Liebhabelei erfüllt<sup>1</sup>.

Das wirklich Wahre, worum es wirklich geht, wäre ja schließlich Arbeit mit Gewinnaussichten, nicht bloße Liebhabelei. Wer es wirklich ernst meint, würde ja nicht Liebhaber bleiben, sondern heiraten. (Daraus würden sich dann auch eheliche Steuervorteile ergeben). In dieser Wortverwendung spiegelt sich das Verhältnis der bürgerlich-patriarchalen Ehe zu allen anderen Beziehungsformen.

Man kann also entweder etwas liebhaben, oder man heiratet es / erzielt Gewinn damit.

## Lieben oder Können

»Ich fühl's nicht«  
Liv Strömquist

Es steckt eine Abwertung darin, wenn das Wort Amateur benutzt wird. Manchmal versteckt sie sich hinter wohlmeinendem Paternalismus, einer Verniedlichung der süßen kleinen Amateure, der einfachen Leute, die auch ein bisschen Musik machen wollen. Sollen sie sich ruhig mit Musik als Hobby beschäftigen, dann machen sie wenigstens keinen anderen Quatsch. Aber sie *verstehen* nichts von Musik. Sie *lieben* nur. Was aber hat nun die Liebe zur Musik mit der Ausbildung, der Professionalität, den (un)bekleideten Ämtern oder der Bezahlung zu tun? Oder vielmehr: Wieso wird jemand musikalisch nicht formal Ausgebildeter oder nicht Bezahler als Liebhaber bezeichnet? Scheinbar sind Liebe und Professionalität ein Widerspruch.

Diese Abwertung der Liebenden gegenüber den Könnenden resultiert aus der patriarchalen Verweiblichung und Abwertung des Liebens. Diese hängt wiederum mit bestimmten, ziemlich armen Vorstellungen von Liebe zusammen. Leute, die lieben, als Nichtskönnner\*innen abzuwerten, macht ja nur Sinn in einer Welt, in der Liebe blöd ist. Oder ein bisschen dumm. Ein Verhältnis, um das es eigentlich, zumindest auf der Bühne des öffentlichen Raums, nicht geht.

Der Amateur ist einer, der Musik *nur* liebt. Die Wortgruppe »nur lieben« wird widersinnig, wenn man Liebe als etwas betrachtet, das erstrebenswert und gar nicht mal so einfach ist, oder etwas ist, das man erst lernen muss. Dazu befragen wir gleich bell hooks.

Aber zunächst spüren wir doch noch ein wenig tiefer in diese Abwertung hinein:

*Also dieser Amateur ist ein Liebhaber, der Musik nur liebt. Aber nicht versteht. Kein kritisches Verhältnis zu ihr hat. Kein Erkenntnisinteresse. Der dilettantische Laie »ergötzt« sich an Götzen, an einem Popsong zum Beispiel, weil er zu dumm ist, sie vom wahren Gott, der wahren Kunst zu unterscheiden – oder weil es ihm einfach egal ist, Hauptsache er »fühlt's«. Wie verachtenswert. Distanz kann er nicht ertragen, nein, er möchte verschmelzen. Er möchte nicht, dass ihm Musik als etwas Fremdes oder Eigenständiges gegenübertritt, er möchte sich hingeben. Er hört oder macht Musik und ist dabei irgendwie romantisch drauf. Er kann sich Musik nicht erklären, wohl aber verklären. Seine irrationale Zuneigung hängt nicht von Qualität/en ab, sie gilt unterschiedslos allem, das ihm »gefällt«. Dabei hat er keinen Geschmack, kein vernünftiges ästhetisches Urteilsvermögen. Kant gelesen hat er auch nicht. Er ist nicht professionell. Er verdient nicht sein Geld mit Musik. Und / Oder er kann nicht so viel. Es geht ihm auch gar nicht so sehr um Können, sondern vor allem um das Gefühl, dass es ihm »was gibt«. Vom Bauch her schwelgt er in Klängen, die er nicht intellektuell durchdringen kann. Oder er liebt eben nur, was er versteht, was er er/kennt, was er gewohnt ist. Dissonanzen hält er nicht aus, ihn dürstet nach Bestätigung und Harmonie. Abstoßend.*

So ungefähr klingen diese klassistischen und sexistischen Abgrenzungen.

Welches Verständnis von Liebe dem zugrunde liegt, werden wir gleich sehen.

## lieben, nicht beherrschen (lassen)

»the cry that rose to her lips was  
»Life! A Lover!« not »Life! A Husband!«  
Virginia Woolf – Orlando

Warum ist Liebe immer so verdächtig? Gerade auch für Gesellschaftskritiker\*innen und Feminist\*innen. Als wäre Liebe etwas Unkritisches oder unkritisch Machendes, Bequemes, komplett Irrationales, Einschläferndes, etwas, das Zuckerguss über gesellschaftliche Widersprüche kippt. Etwas, das das Leiden an Ungerechtigkeiten mit Küssen überdeckt. Diese Version von Liebe und Beziehung gibt es auch. Die Herrschaft von bürgerlichen Normen heterosexueller Zweierbeziehung und Ehe muss wirklich weg, und die feministische Kritik daran ist leider weiterhin nötig. Aber müssen wir, um patriarchale Unterdrückung loszuwerden, auch »Liebe« mit entsorgen, oder geht es eher darum, für eine andere Liebe zu streiten? bell hooks<sup>2</sup> entscheidet sich für Zweiteres. Für sie ist Liebe kein herzförmiger Arm des Patriarchats, sondern sie argumentiert, dass eben das Abwerten der Liebe patriarchal ist. Sie wendet sich hin zu einer Liebe, die eben nicht Kleister oder verzerrtes Bild oder goldener Käfig wäre, sondern tatsächliche Bezo-genheit, Verbundenheit. »Frauen reden über Liebe.« – Das ist der erste Satz in bell hooks Buch *lieben lernen*. Das mit der Liebe scheint ein »Frauending« zu sein, so lernen wir es. Diese »Frauen« sind irgendwie besessen davon, sorgen sich ständig darum, ob sie der »Liebe« (v.a. von Männern) würdig sind, streben nach männlicher Aufmerksamkeit und Bestätigung. Nicht, weil sie irgendwie ein bisschen dumm sind, sondern, hooks zufolge, weil sie spüren, dass sie in dieser Welt weniger wert sind; weil sie überall spüren, wie Weiblichkeit verachtet wird, und dass immer von anderen festgelegt wird, was sie gelten. So vermischen sich in hässlicher Weise





Liebe und patriarchale Anerkennung (*lieben lernen*, S.15).

Das Sich-Beschäftigen mit Liebe, Beziehungen, zwischenmenschlicher Verbundenheit und Gemeinschaft wird im bürgerlichen Patriarchat verweiblicht und abgewertet. »Das Patriarchat hat Liebe immer schon für die Aufgabe der Frauen gehalten, für eine niedere und minderwertige Tätigkeit« (S.17). Der ganze Bereich der Emotionen ist entwertet und dem privaten Bereich zugeordnet (S.111). »In der patriarchalen männlichen Vorstellung wurde das Thema Liebe in das Reich der Schwäche verbannt und durch Macht- und Dominanzerzählungen ersetzt«. Ebenfalls hat die Liebe in der bürgerlichen Ehe eine bestimmte Bedeutung bekommen: Nun besteht sie eher in aufopferungsvollem

beziehe ihre Kraft gerade aus Distanz und Fremdheit, während Nähe von vornherein regressive Tendenzen befördere? Nun, das korrespondiert mit dem im Patriarchat vermännlichten Ideal von Abgrenzung und Ungebundenheit. Als könnte die Musik unabhängig von den Verhältnissen sein, aus und in denen sie entsteht... Demgegenüber werden dann die ›Amateure‹, diese Schwächlinge, die mit dieser Abgrenzung nicht klarkommen, verweiblicht.

Aber auch für bell hooks kann Liebe eben nicht (nur) auf Gefälligkeit/en oder Gewohnheit gebaut sein – nur ganz ohne Nähe und Sicherheit geht es dann selbst für die Autonomsten und Unabhängigsten und Männlichsten von uns auch nicht. Allerdings: Es gibt natürlich auch Liebespaare, zwischen

## Wie können wir musikalisch Liebe machen, wie können wir das lernen?

Kümmern und Umsorgen eines Erwerbstätigen, der im öffentlichen Bereich hart sein muss – nicht in gegenseitiger Hingabe unter Gleichen. Diese ›Liebe‹ hat aus hooks' Sicht gar nicht so viel mit Liebe zu tun. »Obwohl die Feministinnen absolut recht hatten, als sie veraltete, patriarchale Ansichten zum Thema Liebe und Romantik zerrissen und auf den Müllhaufen warfen, müssen Mädchen und Frauen die dadurch entstandene Leerstelle trotzdem mit neuen, befreienden Visionen voller Hoffnung und Verheißung füllen« (S.38). Musikliebende streben in diesem Sinne danach, sich mit dem, was sie hören, oder dem, was sie tun, zu verbinden, damit in Beziehung zu stehen, Nähe zuzulassen, sich emotional zu öffnen, sich verletzlich zu machen – und sich das auch von der Musik zu wünschen.

Was ist aber mit der Ansicht, Kunstmusik solle ja gerade sperrig sein, solle sich abdichten gegen Verwertung und Mode und Gewohntes und gegen jede Gefälligkeit, und

denen (gespielter) Verzicht und (gespielte) Härte Konsens sind. Zum Beispiel Musiken, die auf Harmonie oder Konsonanz oder Sonnenuntergänge oder Blumen zum Valentinstag lieber verzichten, und ihr Publikum.

Wer Liebe bedeutsam findet, muss in patriarchalen Verhältnissen Angst haben, dafür verlacht zu werden (S.89). hooks zufolge wiederholen auch manche Arten von Feminismus diese Entwertung der Liebe. »Wer sich nach Macht sehnt, kann das laut aussprechen. Der Wunsch nach Liebe muss geheim bleiben. Ein solches Verlangen zum Ausdruck zu bringen bedeutet, zu den Schwachen, den Weichen zu zählen.« (S.106) Sehr verbreitet ist also ein zynisches Verhältnis zur Liebe: Liebe ist nicht so wichtig, es gibt sowieso keine Liebe, es ist hoffnungslos, zwecklos, wir sollten die Sehnsucht nach Liebe vergessen, aufgeben, unterdrücken, und uns lieber selbst verwirklichen – wenn wir einfach emotional weniger bedürftig sind, werden wir auch weniger verletzt. Solcher Lieblosigkeit zum Trotz will



hooks »dem Streben nach Liebe wieder seinen rechtmäßigen, heroischen Platz in der Mitte unseres Lebens einräumen« (S.20f.).

Diese Liebes-Vision, die sie als schon etwas ältere Frau uns jüngeren Menschen mit auf den Weg geben will, betrifft »nicht die alten, patriarchalen Versionen der ›Liebe‹, sondern eine tiefer verstandene Liebe, eine transformative Kraft« (S.19) – sie spricht tatsächlich auch von »wahrer Liebe«. Die romantische Liebe zwischen zwei oder mehr Menschen bildet nur einen Teil davon, es geht auch um Liebe unter Freund\*innen, um die »in Liebe verbundene Gemeinschaft« und eine liebevolle Verbindung zur Erde – um liebevolle Beziehungen insgesamt, die unsere Wunden heilen lassen. Es geht um nichts weniger als eine kulturelle Revolution. Was ist das nun aber für eine nichtpatriarchale, *andere* Liebe?

Für die klassenkämpferische Feministin und Antirassistin ist klar, dass »Liebe und Dominanz nicht zusammenpassen – wo das eine ist, kann das andere nicht sein.« (S.28, ähnlich S.105). Aus ihrer Sicht steht fest, »dass es im Kontext von Unterdrückung keine Liebe geben kann, dass die Liebe, nach der wir streben, unerreichbar ist, solange wir gefangen und nicht frei sind« (S.18). Und: »Es gibt keine Liebe ohne Gerechtigkeit« (S.107). Eine ungerechte, von diversen Herrschaftsverhältnissen durchzogene Gesellschaft schafft denkbar schwierige Voraussetzungen dafür, dass wir lieben können.

Liebe in ihrem Sinne hat mit Freiheit zu tun, mit Einvernehmen und Zustimmung, und mit umfassender Selbstverwirklichung und -entfaltung (S.57). Um zu lieben, müssen wir lernen, frei zu sein (S.58) und uns selbst zu lieben, unseren Körper, das Alter ... All das ist aber, wie die Liebe selbst, keine private, isolierte, nur individuelle Angelegenheit, sondern kann nur in Gemeinschaften geschehen, die immer liebevoller – und freier – werden.

Sie widerspricht auch vehement der bürgerlichen Verengung der Liebe auf Fürsorge. Das Kümmern und Sorgen ist für sie nur *ein* Aspekt der Liebe (S.120). Die Bereitschaft von

liebesspendenden Ehefrauen, das Wohl anderer über ihr eigenes zu stellen, hat patriarchalen Männern im Haushalt lange gute Dienste geleistet (S.63,83), aber Fürsorge verbunden mit Unterwerfung ist nicht Liebe. Unter Bezugnahme auf Erich Fromms *Die Kunst des Liebens* von 1956 schreibt hooks: »Liebe ist eben eine Kombination aus Fürsorge, Verbundenheit, Erkenntnis, Verantwortungsgefühl, Respekt und Vertrauen« (S.124).

Göttliche Streichquartette anzubeten, sich großen Meistern oder Stars oder Werken zu Füßen zu werfen, ihnen zu dienen und zu opfern, ist meilenweit von dieser Liebe entfernt. Respekt ist nicht Unterordnung, und Idealisierung ist kein Liebesbeweis.

Ebenso ist es keine Liebe, von Musikstücken zu fordern, uns zu dienen. Indem sie uns nach der Arbeit die Pantoffeln bringen, uns die ganze Zeit Frieden und Ruhe schenken, unser Ego aufpolieren oder uns ständig inspirierende Muse sein sollen. Dieses Besondere, was da klingt, ist, was es ist, und insofern wir es lieben, lassen wir es auch es selbst sein. Umso schöner, wenn es sich uns hingeben und öffnen, etwas mit uns teilen oder uns begleiten will.

Wenn wir lieben, ist es uns nicht egal, ob sie mitkommt oder nicht. Diese professionelle Reserviertheit, die bloß nichts und niemanden anbeten will, und Umsorgtwerden gefährlich findet, die der Musik vor allem ihre Autonomie lassen will, lässt von einem schmachtenen ›Ich liebe dich‹ nur so etwas übrig wie ›Ich finde irgendwas an dir vage interessant, aber ich steh da total drüber.‹

Liebe lässt nicht unberührt – sie berührt, sie macht angreifbar. Die Musik und uns. Vielleicht lassen wir uns sogar voneinander beeinflussen und verändern uns gemeinsam, und hauen nicht gleich ab, bloß weil die andere nicht so war, wie wir sie gerne haben wollten. So zu lieben ist eine Kunst. Auch wenn oft der Mythos herumschwirrt, dass man instinktiv lieben würde, oder dass vor allem Frauen das natürlicherweise einfach so können und tun würden: Wenn es um wahre Liebe geht, so

hooks, wissen wir alle nicht, was zu tun ist, wir müssen es lernen (S. 123).

Eine so verstandene Liebe ist nicht kritiklos, keine Beschönigung, kein Erträglichmachen von Herrschaft, sondern sie beinhaltet das Überwinden von Herrschaft, auch zwischen Liebenden.

Mit einem solchen Liebesverständnis wäre das Amateur\*in-Sein nichts Minderwertiges, sondern das höchste Ziel.

## Musikmachen als Liebemachen

»love love is a verb / love is a doing word /  
fearless on my breath«  
Massive Attack – *Teardrop*

Amateur\*in ist jemand, die\*der Musik liebt. Wenn Liebe, wie bell hooks sagt, »eine Kombination aus Fürsorge, Verbundenheit, Erkenntnis, Verantwortungsgefühl, Respekt und Vertrauen« ist, was für ein Verhältnis sollten wir denn sonst zu Musik haben? Ob Anfänger\*in oder Profi, wäre doch ein liebevolles sich-Beziehen die sinnvollste / sinnlichste Haltung der Musik gegenüber. Wenn Liebe grundsätzlich Widersacherin von Herrschaft, Dominanz und Unterdrückung ist, dann erst recht.

Was das genau bedeutet, ganz praktisch in unseren musikalischen Verhältnissen, können wir nur gemeinsam diskutieren, ausprobieren und herausfinden. Wie können wir musikalisch Liebe machen, wie können wir das lernen?

Wie können wir gut für die Musik – vielleicht eine bestimmte, besondere Musik – sorgen, wie kann sie gut für uns sorgen, wie kommen wir übers Sorgen hinaus? Wie können wir uns mit ihr verbinden, wie kann sie es mit uns? Was können wir mit ihr gemeinsam erkennen? Wie können wir Verantwortung übernehmen, wofür überhaupt? Wie können wir sie am besten respektieren, wie zeigt sie ihren Respekt uns gegenüber? Können wir

ihr vertrauen? Sie uns? Improvisation wäre Liebesspiel – mit der Musik oder mit anderen Spieler\*innen. Interpretation und das Aufführen von ›Werken‹ wäre eine Art Fürsorge, Kümmern, die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, aktives Zuhören, auch als ganze Gemeinschaft von Liebhaber\*innen. Komponieren könnte jetzt nicht nur der Versuch sein, eine andere Welt herzustellen, in der andere Verhältnisse herrschen als in dieser, oder die anders klingt; sondern nun vielleicht auch das Erträumen von wunderbaren Liebhaber\*innen – wie sollen sie sein / mit mir umgehen? Worauf haben wir Lust?

Natürlich funktioniert diese Übertragung nicht – Musik, oder ein Musikstück, ist kein Mensch. Lasst mich trotzdem das Gedanken-spiel weiterführen, vielleicht kommt ja Interessantes oder Lustiges dabei heraus.

Ich will mit der Musik *ein Verhältnis haben*, aber nicht irgendeins, sondern ein Liebesverhältnis. Oder verschiedene mit unterschiedlichen besonderen Musiken. Die Herrschaftsverhältnisse, die sich durch Musiktheorie und Musikpraxis und die ganze Musiklandschaft ziehen, müssten wir dafür überwinden. Ich habe Lust auf *musical affairs*. Was wünsche ich mir von einem Flirt oder Konzert? Darf das eigentlich auch mal Geld kosten oder versaut Geld die Liebe? Soll mich mein musikalisches Gegenüber überraschen, sogar überrumpeln, oder will ich an die Hand genommen werden? Woraus entsteht eine sichere Bindung zwischen dieser Musik und mir, jenseits von Ehegélübe oder formaler Musikausbildung? Wie wollen wir Werk-Treue verstehen? Was ist mit dem Konkurrenzkampf unter verschiedenen Liebhaber\*innen – steht der nicht der Liebe entgegen? Angenommen, wir tauschen uns aus unter Liebhaber\*innen, beraten uns über solche Fragen, haben offene Ohren bei Beziehungsproblemen, stellen uns gegenseitig unseren aktuellen *musical crush* vor, ergründen unsere *musikalischen Kinks*, erzählen vom letzten *rendez-vous musicale*.

Wenn in der Musikpraxis *amourösere Verhältnisse* herrschten, würden wir Musik

lieben, nicht beherrschen wollen. Wir müssten unsere Instrumente nicht beherrschen, nicht irgendeine Kunst oder ein Handwerk, nicht einander. Musik will überhaupt nicht beherrscht werden, und sie lässt sich nicht beherrschen! Sie hat auch keine Lust zu heiraten, sie will Liebhaber\*innen. Wir wiederum wollen auch geliebt und nicht von ihr überwältigt werden (gern aber mal gefesselt). Wir sind auch Individuen und es ist ganz unterschiedlich, wie wir lieben wollen. Wie romantisch oder klassisch oder barock oder seriell monogam oder polyphon oder laut oder hart oder flauschig es wäre. Doch die folgenden Fragen dürften viele von uns Musikliebhaber\*innen beschäftigen<sup>3</sup>:

Wie kann ich ihr zeigen, dass ich ganz bei ihr bin, und dass ich ihr zuhöre, dass ich mitfühle, und dass ich sie toll finde? Durch meine spontanen Reaktionen, oder indem ich spiegele, was ich gehört habe? Wie möchte ich, dass sie mir zuhört und mir ihre Begeisterung zeigt? Wie stimmen wir uns gut miteinander ein, wenn wir uns treffen? Welche Rituale wünschen wir uns, um unsere Liebe zu feiern? Wollen wir unseren Alltag miteinander teilen, und wie soll der aussehen? Wie können wir miteinander umgehen, wenn wir uns nicht verstehen oder im Konflikt stehen? Wie können wir uns gegenseitig gut kritisieren? Wie kann ich gut Nein sagen, wie macht sie das? (Sie ist natürlich auch nicht immer bereit, unsere Bedürfnisse zu befriedigen und gehört nur sich selbst.) Wie lasse ich mich von ihr beeinflussen und wie sie sich von mir? Wachsen wir aneinander? Bleiben wir gut bei uns selbst, akzeptieren wir unsere Verschiedenheit? Wie sehr lassen wir uns aufeinander ein, wie sehr bleiben wir einander fremd? Welche Abwehrmechanismen und Ängste hindern uns, zusammenzukommen? Welche Herrschaftsverhältnisse erschweren oder verunmöglichen unsere Liebe?

Diese Liebe würde nicht eine bestimmte formale Ausbildung voraussetzen, aber die würde auch nicht schaden. Wie tief kann man lieben, ohne zu kennen? Und was für eine

Liebe sollte das auch sein, die Erkenntnis und Kritik ausschließt. Es wäre keine Mystifizierung oder Idealisierung oder Anhimmlung, sondern es ginge darum, weder zu herrschen noch beherrscht zu werden. Diese intensive Verbundenheit würde ein Kennenlernen und kritische Auseinandersetzungen eben gerade nicht ausschließen, sondern im Gegenteil: erfordern.

Wäre es nicht ein schönes Ziel, später mal Amateur\*in zu werden, also: die Musik immer besser lieben zu lernen? Nun, das leidige Geldproblem haben wir im Kapitalismus dann immer noch. Weil ja die, die liebt (*l'amatrice*), immer mal wieder auch die ist, die kein Geld damit verdient ... Und ist es nicht schon eine Form von Herrschaft über Musik, wenn sie Ware sein muss? Vergleichbar und austauschbar und von ökonomischem Wert? Überhaupt steht diese Art des Wirtschaftens und Zusammenlebens unserer Liebe im Wege.

Wie können wir Rahmenbedingungen herstellen, die eine – in hooks' Sinne jeder Herrschaft entgegengesetzte – liebevolle Haltung zur Musik ermöglichen? Oder zu denen, mit denen wir gemeinsam Musik machen? Kann es solche *relations amoureuses* auch innerhalb der Musik selbst geben, und wie klingt das dann? ■

Rosa Klee (Dresden) spielt gern mit Worten und Tönen und versucht, Lieben zu lernen. Als Musiker\*in und Anarchist\*in sieht Rosa ständig überall Beziehungen und Verhältnisse.

1 Ein anderes Kriterium für Liebhaberei: »trotz anhaltender jahrelanger Verluste wird die Tätigkeit weder aufgegeben noch die Art der Betriebsführung verändert«. Das betrifft ja einige, auch »professionelle« musikalische Unternehmungen ...

2 Ich beziehe mich hier auf hooks' erst 2022 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch *Lieben lernen – Alles über Verbundenheit* (engl. Orig. von 2000).

3 Jessica Ferns schönes Buch *Polysecure. Bindung, Trauma und konsensuelle Nicht-Monogamie* (engl. Orig. von 2020, dt. Übersetzung von 2023) und verschiedene weitere liebevolle Auseinandersetzungen hallen hier nach.